

Ben Alderson

A Game of Monsters
Realm of Fae
(Band 4)

Übersetzt von Michelle Markau

REALM OF FAE

4

A

GAME

OF

MONSTERS

BEN ALDERSON

ROMAN

VAJONA

Für Elise Kova. Danke, dass du mich inspiriert, begleitet und ermutigt hast. Du bist der Grund, warum ich diese Geschichten überhaupt schreibe.

WAS BISHER GESCHAH

Robin Icethorn hat die Krone beansprucht und ist König geworden. Mit seinem Leibwächter Erix, in dem er einen Geliebten gefunden hat, an seiner Seite, will er nun in die Zukunft blicken.

Doch Doran Oakstorm hat Robins Vater noch immer gefangen gehalten. Er hat sich auf ein Treffen eingelassen, um einen Austausch zu verhandeln. Doch Erix hat sich von seinen Schuldgefühlen leiten lassen und sich Doran ergeben. Dieser zwang Erix, Robins Vater zu töten. Von Rache getrieben, wendet sich Robin an die Söldnergruppe »Die Jäger«, um nach Unterstützung in einem Krieg gegen Doran zu suchen. Doch stattdessen werden Robin, Althea und Gyah von den Jägern gefangen genommen. Sie sollen »der Hand«, dem Anführer der Gruppe, vorgestellt werden. Auf ihrer Reise werden sie von Erix überrascht. Daraufhin teilt sich die Gruppe auf. Robin und Duncan, sein Entführer, machen sich allein auf den Weg nach Lockinge, der Festung der Jäger. Auf dem Weg dorthin kommen sie sich näher und gestehen sich ihre Gefühle ein. In Lockinge angekommen, wird Duncan gefangen genommen und zu einem Ritual gezwungen, das ihm magische Fähigkeiten verleiht. Gleichzeitig wird Robin bewusst, dass »die Hand«, Aldrick, für den Dämonengott Duwar arbeitet, der in die Welt gelassen werden will. Sie können ihn überlisten und fliehen.

Doch statt aus Lockinge zu verschwinden, will Robin die dort gefangenen Fae befreien. Mit der Unterstützung der Asp, einer Gruppe von tödlichen Assassinen, gelingt es ihm. Doch gerade als die Schiffe aus dem verbündeten Herbsthof Cedarfall ankommen, werden sie von geflügelten Wesen – den Nephilim – angegriffen. Robin gelingt es jedoch, den Streit zu schlichten und die Wesen zu

einem Gespräch zu überzeugen. Sie offenbaren, dass sie gekommen sind, um die vier Schlässel, die das Portal für Duwar öffnen können, zu bewachen. Jeder Schlässel liegt in der Macht eines jeden Herrschers der vier regierenden Höfe. Während ihres Gesprächs fällt der Frühlingshof. Gemeinsam machen sie sich auf die Reise nach Icethorn, um sich mit Altheas Mutter zu treffen. Dort angekommen ziehen sich die Kinder der Asp zurück. Robin offenbart, dass er ihnen Schloss Imeria als Bezahlung für ihre Hilfe in Lockinge angeboten hat. Doch er braucht erneut die Hilfe der Asp und macht sich mit Duncan und Rafaela, die Anführerin der Nephilim, auf zum Schloss. In der folgenden Nacht wird das Schloss angegriffen und fällt. Daraufhin macht sich Robin auf den Weg zur Stadt Burrow. Dort gibt es eine Aussprache mit Erix, bevor sich die nun wiedervereinte Gruppe auf den Weg nach Aurelia macht. Doch mittendrin wendet sich Kayne, Duncans engster Freund, gegen die Gruppe und kämpft erfolgreich gegen sie. Währenddessen wird Altheas Familie getötet. Der Herbsthof ist gefallen. Robin, Kayne und seine Unterstützer machen sich nun auf den Weg nach Aurelia. Doch Robins Gefährten wurden nicht getötet, sondern nur verletzt zurückgelassen. Mit Erix' Hilfe können sie die Stadt von der Belagerung der Jäger befreien. Dann geht es nach Rinholt, der Hauptstadt des Frühlingshofes. Dort kommt es zur Konfrontation mit Aldrick. In einem finalen Kampf kann Aldrick zwar besiegt werden, aber Robin öffnet versehentlich das Portal. Er wollte seine Macht in das Portal speisen, ehe es endgültig zerstört werden kann. Allerdings öffnete er es unbeabsichtigt und gab Duwar die Möglichkeit, Duncan und Erix in seine Fänge zu bekommen. Beide können im letzten Moment entkommen, doch Duncan ist schwer verletzt und nicht bei Bewusstsein. Als er endlich aufwacht, wird Robin klar, dass der Mann vor ihm nicht mehr Duncan ist.

Duwar hat den Körper des Mannes übernommen, den er liebt.

KAPITEL 1

Duncan Rackley lag im Sterben, und das war allein meine Schuld. Diese Erkenntnis verfolgte mich Tag und Nacht und ließ mich keinen Moment zur Ruhe kommen. Als ich das Schloss Imeria hinter mir ließ, musste ich unaufhörlich daran denken, was von mir verlangt wurde. Das Schicksal der Welt, der Frieden, der endlich hereinzubrechen schien, wäre in Gefahr, wenn ich meine Bestimmung ignorieren würde.

Ich zog mir die Kapuze meines Umhangs tiefer ins Gesicht, als mich der raue Winterwind umwehte. Meine Stute, ein wunderschönes, schwarzes Pferd mit samrigem Fell, das wie Obsidian glänzte, kämpfte sich unbeeindruckt durch den Schneeregen. Schneeflocken so groß wie meine Hand versperrten mir die Sicht und küssten sanft meine eiskalte Haut. Obwohl meine Jacke mich vor jeglicher Nässe schützte, spürte ich die Kälte meines Hofes tief in meinen Knochen.

Eis und Blut, ein und dasselbe. Und doch fühlte ich mich wie ein Fremder. Unwürdig und unerwünscht, menschlich und doch nicht. Fae, aber nicht ganz. Ein König, nur dem Namen nach.

Ich fühlte mich wie die Schneeflocken in diesem Sturm: hilflos. Ich konnte dem Strom nicht entkommen und musste mich von ihm zu meinem unvermeidlichen Untergang führen lassen.

Das Leben nach der Rettung der Welt hätte ein Grund zur Freude und zum Glück sein müssen. Zumindest war das für alle anderen der Fall. Ich kannte die Wahrheit. Als wir Duwars Tor und seine Schlüssel zerstört und damit angeblich den Dämon in seinem ewigen Gefängnis eingesperrt hatten, war Duwar in ein neues Gefängnis entkommen. In das Fleisch des Mannes, den ich liebte. Seine Knochen waren ein Käfig, der den Dämon einsperrte, seine

Haut ein Schild, der die dunkle Wahrheit vor der Welt verbarg. Meine Last war es, diese verdammte Wahrheit zu kennen und einen Ausweg zu finden, während die Welt um mich herum sich an einer Ära des Friedens erfreute, wie sie sie seit Langem nicht mehr gesehen hatte.

Ich konnte die Geräusche der Stadt Berrow hören, bevor ich sie sah. Auf den Straßen wurden Rufe laut, das Volk erfreute sich an bewohnten Häusern und geschäftigen Straßen. *Mein* Volk, als hätte ich Anspruch auf sie, als hätte ich sie verdient. Aber ich verdrängte diese Gedanken, als Silvia, meine Stute, auf Berrows Hauptstraße trabte, und ich meine Schrecken und Sorgen hinter mir ließ.

Obwohl ich die unangebrachte Liebe meines Volkes zu mir hasste, zwang ich mich heute, mich unter sie zu mischen. In den Monaten seit unserem Kampf bei Schloss Rinholt hatte ich mich in die Ruinen meines Schlosses zurückgezogen, ohne den Wunsch, mich in eine Welt zu begeben, die von einem Dämonengott bedroht wurde, den ich befreit hatte. Aber heute hatte ich einen Grund für meinen Besuch in Berrow, und dafür musste ich meine Selbstverachtung hinter mir lassen, wenn auch nur für eine Stunde.

»König Robin«, rief ein Fae von seinem Stand am Straßenrand. Er war in Pelze und dicke Stoffe gehüllt, sein blasses Gesicht fast vollständig von einem Knoten aus Schals bedeckt, nur zwei kleine, schwarze Augen und rosige Wangen, so rot wie Äpfel, waren zu sehen. Für einen Moment dachte ich an Jesibel – meine Freundin, die Aldricks Gefangenschaft überlebt hatte, aber nicht mehr dieselbe war. Wie Jesibel gehörte auch dieser Fae zu denen, die wir aus dem Untergrund befreit hatten: dem unterirdischen Gefängnis unter der Festung Lockinge. Ich hatte versprochen, ihn nach Hause zu bringen, und ich hatte mein Versprechen gehalten. Und doch wäre er im Gefängnis der Festung Lockinge sicherer gewesen als hier bei mir.

Denn in meinem Schatten lauerte ein Dämon.

»Wie geht es Euch, mein König?«, fragte er, nachdem ich auf seine Begrüßung nicht geantwortet hatte. Mein leichtes Nicken

reichte ihm offenbar nicht. »Darf ich Euch einen warmen Apfelwein für Eure Reise anbieten, als Dankeschön für alles, was Ihr für uns getan habt?«

Ich lächelte, unfähig, Worte zu finden. Ehrlich gesagt wollte ich nichts lieber, als das Getränk zu nehmen, es hinunterzukippen und nach einem weiteren zu verlangen. Es gab nichts Besseres als Alkohol, um den Verstand und seine Ängste zu betäuben. Aber es war besser, wenn die Stadt nicht zusah, wie der Mann, den sie König nannten, sich betrunk – zumal ich mich seit Wochen nicht mehr unter das Volk gemischt hatte.

Mich betrinken – das würde ich tun, sobald ich nach Imeria zurückkehrte. Ich wollte meine Sorgen ertränken, in der Hoffnung, dass der Alkohol die schreckliche Realität betäuben würde, die ich in mir – und hinter den Mauern meines Schlosses – verbarg.

»Danke für dein Angebot«, antwortete ich dann.

Sein Gesichtsausdruck geriet ins Wanken, Sorge zeichnete seine Stirn wie eine Landkarte.

»Vielleicht nächstes Mal?«

Der Händler nickte, hielt mir jedoch einen dampfenden Becher mit warmem Ale entgegen und versuchte, mich umzustimmen.
»Er ist aus den Früchten meines Obstgartens gemacht. Ohne Eure Förderung und Hilfe wäre das nicht möglich gewesen.«

Ich lächelte, denn das war das Mindeste, was ich tun konnte.
»Es freut mich zu hören, dass du Erfolg hattest. Und ich weiß dein Angebot wirklich zu schätzen.«

Ein König musste sich seinem Volk vielleicht nicht erklären, aber ich war nicht nur ein König. Ich war auch Robin. Und Robin erklärte sich immer jedem gegenüber, und so konnte ich nicht umhin, eine letzte Entschuldigung anzubringen, in der Hoffnung, die offensichtliche Kränkung des Mannes zu mildern. »Ich muss zu einem wichtigen Treffen und sollte nicht über meine Worte stolpern.«

»Aye, Eure Majestät. Ich verstehe. Danke, dass Ihr angehalten habt.«

Ich drückte meine Fersen in Silvias Seiten und trieb sie voran, weil ich die Enttäuschung in den Augen des freundlichen Mannes nicht sehen wollte. »Immer.«

Je länger ich durch Berrow ritt, desto weniger begriff ich, wie sehr sich die Stadt in den letzten Monaten verändert hatte. Die einst leeren Straßen waren nun voller Leben. Fae und Menschen lebten Seite an Seite, bewohnten Häuser, deren Feuerstellen leuchteten und in denen fröhliche Lieder erklangen. Die Trümmer auf den Straßen waren entfernt worden, die Ruinen der Gebäude entweder vollständig wieder aufgebaut oder noch im Bau. Wenn es etwas gab, das mich ablenken konnte, dann war es der Anblick des erfolgreichen Wiederaufbaus von Icethorn. Es wurde wieder zu dem großartigen Ort, der er einst gewesen sein musste. Wenigstens gab es einen Silberstreifen am Horizont.

Hier, umgeben von all dem, fiel es mir schwer, mir vorzustellen, dass es noch Spannungen zwischen Wychwood und Durmain gab – dem Reich der Menschen und dem Reich der Fae. Genauso wenig wollte ich an die Konflikte am Oakstorm-Hof denken.

Eine einst geteilte Welt war wieder vereint worden; zumindest war das die Illusion, die ich mir sorgfältig zurechtgelegt hatte.

Wenn sie die Wahrheit wüssten ...

Ich ließ Silvia beim Stallmeister. Er versprach ihr Karotten und Hafer. Ich bedankte mich und verschwand schnell, um nicht in ein weiteres Gespräch verwickelt zu werden. Schweigen war in diesen Tagen einfacher. Ich war daran gewöhnt ... außer wenn mein Berater Eroan zu Besuch kam.

Auf beiden Seiten der Straße hatten sich noch mehr Händler niedergelassen. Ich roch Zimt auf Backwaren, über dem Feuer gebratenes, gesalzenes Fleisch und den scharfen Geruch von würzigem Käse, gemischt mit süßen Früchten. Ich hätte alles dafür gegeben, mich zu ihnen zu gesellen, mich an ihren Waren zu erfreuen und mit ihnen zu lachen. Aber ich hatte etwas zu tun – ich musste noch einige *Dinge* besorgen, ehe ich nach Hause zurückkehrte, zu dem Dämon, den ich hinter den Mauern versteckte.

Nicht zum ersten Mal ging ich meine Liste durch.

Eisen. Gardineum-Extrakt. Bücher. Nachrichten aus der Welt außerhalb meiner kalten Burgmauern.

Bevor ich mich versah, hatten mich meine Füße zu meinem ersten Ziel getragen. Ich ballte meine behandschuhten Hände zu Fäusten und starre das Rathaus an, als wäre es mein größter Feind. Ich wusste, wer darin auf mich wartete, und hatte Wochen damit verbracht, mich von ihm fernzuhalten, auch wenn das ganz und gar nicht meinem Wunsch entsprach.

Es kostete mich Mut, das Rathaus zu betreten. Aber ich tat es, weil ich keine andere Wahl hatte.

Das Rathaus war einer der am stärksten beschädigten Orte in Berrow gewesen. Es war so heruntergekommen gewesen, dass ich es nicht einmal bemerkt hatte, als ich mit Erix nach unserer Flucht vor einem Gryvern-Angriff zum ersten Mal hierhergekommen war. Es war aus Trümmern und Schnee ausgegraben worden. Einst nur noch eine Hülle – ein Skelett aus verrottetem Holz und Räumen voller Schnee und Eis – erstrahlte es nun dank der Hilfsgüter, die meine Verbündeten vom Cedarfall-Hof für den Wiederaufbau geschickt hatten, wieder in seiner vollen Pracht. Nur einen Monat hatte es gedauert, bis es wieder zum Herzen von Berrow geworden war. Dunkle, geölte Balken stützten eine beeindruckend gewölbte Decke. Die Holzpaneele, aus denen die Außen- und Innenwände bestanden, waren mit Feuer behandelt worden, um sie gegen Kälte und erneutem Verfall zu schützen.

Ich hob die Hand und klopfte an die Tür. Einen Augenblick später schwang sie auf und gab den Blick auf zwei Soldaten frei, die auf der anderen Seite Wache standen. Beide trugen die schwarz-grauen Farben meines Hofes, ihre silbernen Umhänge waren mit dem Symbol der Icethorn-Familie bestickt: einem Schwert, das durch eine Bergkette nach Norden zeigte.

Als sie mich sahen, verneigten sie sich und nahmen aus Respekt ihre Helme ab. Ich erkannte den Stolz in ihren farblosen Augen. Dann bemerkte ich ihre runden Ohren und das Zucken ihrer ledri-gen Flügel, die sich hinter ihren anthrazitfarbenen Umhängen entfalteten.

Gryvern – zumindest waren sie das einmal gewesen. Jetzt, da sie wegen Doran Oakstroms Tod und der Anerkennung ihres neuen Meisters allmählich ihre Menschlichkeit zurückerlangten, waren diese Gryvern die einzigen Soldaten, auf die ich zurückgreifen konnte. Sie waren mir von demjenigen geschenkt worden, der sie kontrollierte – dem Mann, an dessen Tür ich in meiner Verzweiflung endlich geklopft hatte.

»Ich bin hier, um mit ...«, ich holte tief Luft und zwang die letzten Worte aus meinem Mund, »Erix zu sprechen.«

Die Gryvern warfen sich einen Blick zu. Ihre graue Haut reflektierte das Licht der vielen brennenden Wandleuchter, die die Wände des Ganges hinter ihnen säumten. »Wir wurden nicht über Eure Ankunft informiert, König Icethorn«, sagte einer von ihnen.

»Wir entschuldigen uns, dass wir nicht besser auf Euer Ankommen vorbereitet sind«, fügte der andere hinzu und blickte hinter mich, als suche er etwas, das nicht da war. »Seid Ihr ohne Wachen gereist?«

Ich drückte die Schultern durch, setzte mein perfektes Lächeln auf und war überrascht, wie leicht es mir fiel, zu lügen. »Wir leben in einer Zeit des Friedens, der ersten seit Generationen, vielleicht sogar seit Jahrhunderten. Nichts bedroht mich mehr.«

Das war ein Argument, das niemand widerlegen konnte, und doch sahen mich die Gryvern an, als könnten sie meine Lügen durchschauen. »Dennoch solltet Ihr Vorsichtsmaßnahmen treffen, König Icethorn.«

»Das ist nicht nötig«, sagte ich, winkte ab und setzte die Maske des unbekümmerten, kaltherzigen Königs auf, der ich geworden war. »Und ich habe keine Nachricht geschickt, weil ich mich spontan zu diesem Besuch entschieden habe.«

»Verstanden. Aber Erix wird nicht erfreut sein«, antwortete der Gryvern. Seine Stimme klang rau. »Die Welt mag gerettet sein, aber Ihr seid immer noch der König, und neue Bedrohungen könnten die alten ersetzen. Bitte, schickt das nächste Mal jemanden, der Euren Besuch ankündigt, damit wir Euch begleiten können. Wie abgesprochen.«

Wie abgesprochen.

Nein. Es war nie abgesprochen worden, dass ich rund um die Uhr Beschützer brauchte. Erix hatte versucht, mich dazu zu überreden, aber ich hatte klargemacht, dass ich das nicht wollte. Und seit unserem letzten Treffen hatte sich meine Meinung dazu nicht geändert. Selbst jetzt noch konnte ich den scharfen Tonfall hören, den ich bei unserem letzten Treffen verwendet hatte. Konnte seine wilden, panischen Augen sehen, die mit seinen verzweifelten Forderungen einhergegangen waren. Als glaubte er immer noch, dass es etwas in der Welt zu fürchten gäbe. Doch hatte er mir, als ich ihm in die Augen geschaut und gefragt hatte, wovor ich mich noch schützen sollte, nicht geantwortet.

Ob er es nicht wollte oder nicht konnte, wusste ich nicht.

Unser Streit hatte mich getroffen, und die Erinnerung daran lasste auch jetzt noch schwer auf mir. Seitdem klaffte ein tiefer Abgrund zwischen uns, der uns auseinandertrieb, genau wie bei meinen Freunden und Verbündeten.

Aber ich hatte gute Gründe, allein zu sein. Ich hatte Geheimnisse, die ich in der Dunkelheit verstecken musste.

Ich schluckte die plötzlich aufsteigende Galle hinunter. Hätte ich nicht gelernt, mich zusammenzureißen, hätte ich mich übergeben und den Inhalt meines Magens über die frisch polierten Beinschienen des Gryverns erbrochen. »Eine kurze Reise von Imeria nach Berrow birgt kaum Gefahren. Schließlich«, ich zwang mich zu einem Lächeln, »leben wir, wie ich bereits sagte, in einer Zeit des Friedens. Die Tage der Gefahr liegen weit hinter uns.«

Ich konnte mich selbst kaum davon überzeugen, geschweige denn sie.

Die Luft um mich herum schien schwerer zu werden, und ich war nicht der Einzige, der das bemerkte. Die Gryvern-Wachen traten zurück, gerade rechtzeitig, um einer neuen Stimme in unserer Diskussion Gehör zu geben.

»Wenn du weiter so stor bist, wird dir eines Tages etwas widerfahren, *kleiner Vogel.*«

Aus den Schatten trat mit hinter dem Rücken verschränkten Armen und hoch erhobenem Kinn der Mann, dem ich seit unserer letzten Begegnung aus dem Weg gegangen war, obwohl er genau der war, den ich in diesem Moment brauchte.

Er war die Person, die ich seit meiner Rückkehr mit Duncan aus dem Elmdew-Hof gebraucht hatte.

Erix. Der Mann, den ich einst meinen Leibwächter, meinen Geliebten genannt hatte. Der Mann, der als Marionette benutzt worden war und meinen Vater getötet hatte. Der Mann, der sich mir gegenüber immer wieder bewiesen hatte. Der Mann, der geschworen hatte, dass ich seine Aufgabe und sein Vergnügen war. Erix, der Mann, der sich mir verschrieben hatte, und den ich im ersten Moment, der sich mir geboten hatte, fallen gelassen hatte.

Vielleicht hasste er mich dafür, wie ich ihn bei unserem letzten Treffen behandelt hatte, aber wenn er wüsste, dass ich es zu seinem Schutz getan hatte ...

Ich würde *alles* tun, um ihn zu beschützen.

Erix sah wieder wie der Fae aus, den ich zum ersten Mal im Lager der Jäger getroffen hatte. Seine Haut hatte ihre sonnengeküsstes Farbe zurückgewonnen; kein stumpfes Grau mehr, sondern ein strahlendes Gold. Helle, silberne Augen bohrten sich in meine. Er war groß und hatte die Schultern durchgedrückt, sein gesamter Fokus war auf mich gerichtet. Erix war angespannt; sein Kiefer war zusammengepresst, während er mich musterte. Er hatte einen leichten Bartschatten, der zu seinem kurz geschnittenen Haar passte. Es war unmöglich, ihn nicht zu bewundern. Selbst wenn ich wegsehen wollte, konnte ich es nicht.

Er – wie seine Gryvern neben mir – stellte seine Flügel zur Schau. Halb Fae, halb Monster. Und sein Blick verriet mir, dass er ganz und gar mir gehören würde, wenn ich es nur akzeptierte. Ob er nun an meiner Seite war oder nicht, er hatte immer mein Wohl im Sinn.

Das würde sich nie ändern.

Eroan erinnerte mich jede Woche während unserer Zwei-Personen-Ratssitzungen daran, wenn er mir erzählte, dass Erix nach mir

gefragt hatte. Erix bat jede Woche um eine Audienz bei mir, die ich jedoch immer ablehnte.

Ich war einfach nicht bereit. Nicht weil ich es nicht wollte, sondern weil ich ihn beschützen musste.

»Erix«, sagte ich zur Begrüßung, sein Name klang seltsam in meinem Mund. »Wie – wie geht es dir?«

»Ich bin überrascht, gelinde gesagt«, antwortete er und blieb vor *seinen* Soldaten stehen. Ich konnte mir einreden, so viel ich wollte, dass es meine Soldaten waren. Am Ende folgten sie Erix. »Aber die wichtigste Frage ist, wie geht es *dir*?«

Diese Unterhaltung war unangenehm. Als wären wir Fremde, die sich nach langer Zeit wiedersahen. Und genau das waren wir jetzt: Fremde. Und das war meine Schuld.

»Mir geht es gut«, log ich. »Und dir?«

»Wie ich bereits gesagt habe, bin ich überrascht.« Er trat beiseite und bedeutete mir, ihm zu folgen. »Ich hoffe, du bist nicht den ganzen Weg hierhergereist, um mir erneut zu sagen, dass du mich nicht als deinen Leibwächter brauchst. Oder hast du deine Meinung geändert, seit du mich entlassen hast?«

Ich öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Das war lächerlich und ließ mich wahrscheinlich wie ein Fisch auf dem Trockenen aussehen, nicht wie den König, der ich sein sollte. Ich holte tief Luft, in der Hoffnung, die Reste meiner Nervosität zu vertreiben, aber selbst in meinen Ohren klang ich wie ein trotziges Kind, als ich sagte: »Ich habe dich nicht entlassen.«

»Nicht?« Erix schnaubte und betrachtete mich von Kopf bis Fuß. Ich zog meine Kapuze tiefer ins Gesicht und fühlte mich so entblößt wie jemand, der in einem dunklen Raum im Scheinwerferlicht stand. »Vielleicht nicht mit diesen Worten. Aber mich zum Lord von Berrow zu ernennen, in dem Wissen, welche Verantwortung damit verbunden ist, ist doch eine hinterhältige Art, mich aus dem Dienst zu entlassen, den ich erfüllen sollte.«

Ich blieb stehen und zwang Erix, es mir gleichzutun. »Wir haben dieses Gespräch bereits geführt, und ich bin nicht bereit, es erneut zu tun.«

Erix schnaubte erneut. »Das habe ich mir schon gedacht. Bist du also gekommen, um sicherzugehen, dass ich meine Macht als Lord in den letzten Monaten nicht missbraucht habe?«

Ich beschleunigte meine Schritte und passte mich Erix an. »Ich habe dir diese Position gegeben, weil ich darauf vertraut habe, dass >Machtmissbrauch< nichts ist, worüber ich mir bei dir Sorgen machen müsste. Es gibt niemanden, der besser für diesen Job geeignet gewesen wäre«, antwortete ich.

»Was führt dich dann zu mir?«

»Ob du es glaubst oder nicht, ich bin nicht den ganzen Weg hierhergekommen, um wieder zu streiten.«

Erix lachte kurz und wandte endlich seinen Blick von mir ab.
»Natürlich nicht.«

»Eisen«, sagte ich schlicht und einfach, da ich dieses Gespräch nicht zu lange hinauszögern wollte. »Eroan hat mir gesagt, dass deine Gryvern –«

»Deine Gryvern, Robin. Sie folgen dir, so wie ich; wir sind deine treuen Untertanen.«

Ich hasste den ernsten Unterton in Erix' Stimme. Seine Worte waren so echt wie der Stahl an seiner Hüfte.

»Okay«, fuhr ich fort und räusperte mich, in der Hoffnung, dass ich dadurch selbstbewusster klingen würde. »Eroan hat mir berichtet, dass sie kürzlich drei Wagenladungen Eisen aus dem Lager der Jäger an der Grenze zwischen Wychwood und Durmain beschlagnahmt haben. Ich bin gekommen, um mir diese Vorräte anzusehen.«

»Tut mir leid«, sagte Erix, »aber du kommst zu spät. Das Eisen wurde bereits entsorgt. Es war besser, solch ein Material nicht in der Nähe so vieler Fae zu haben. Es gibt keine Vorräte mehr.«

Entsorgt bedeutete, dass es nördlich von Berrow zu den schlafenden Tiefen gebracht und dort versenkt worden war, wo es nie wieder herausgeholt werden würde. Und genau das war nicht das, was ich hören wollte. Schließlich konnte ich das Material, das Fae ihrer Magie entzog, gut gebrauchen.

Wenn man bedachte, was aktuell innerhalb meiner Schlossmauern lebte.

»Was ist mit den Labradoritvorräten?«, fragte ich weiter und suchte nach etwas – irgendetwas –, das mir helfen würde, meine Geheimnisse zu bewahren. Wenn ich zu lange nach dem Eisen fragen würde, würde das nicht gut enden.

Ein Blick in Erix' Augen genügte, um mir klarzumachen, dass ich gescheitert war, ehe ich überhaupt angefangen hatte.

Erix kniff die Augen zusammen und sah mich an. »Wie mit Casrial und seinen Nephilim vereinbart, wurden alle Labradoritvorräte nach Lockinge verschifft, ehe sie ihre Reise nach Irobel angetreten haben. Wir haben seit Wochen nichts mehr. Die Berichte aus Cedarfall, Oakstorm und Elmdew sind alle gleich. Die Grenzen wurden niedergerissen, wir sind nicht länger ein Land der vier Höfe, sondern ein vereintes Reich. Genau wie du es dir gewünscht hast.«

»Gut«, sagte ich und nickte, während mir ein kalter Schauer wie ein eisiger Kuss über den Rücken lief. »Das sind gute Nachrichten.«

Wirklich?

Für mich waren das keine neuen Informationen, aber ich hatte immer noch Schwierigkeiten mit dem Gedanken, dass Erix kein Eisen hatte. Ich wartete darauf, dass er mich fragte, warum ich das Einzige brauchte, was mir meine Magie nehmen konnte.

Die Wahrheit war, dass Eisen mich nicht mehr schwachmachte.

»Wenn du es brauchst, auch wenn ich nicht weiß, wofür, könnte ich eine Anfrage an unsere Verbündeten schicken und um einen Vorrat an Labradorit bitten«, schlug Erix vor. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass er mich auf die Probe stellte.

»Nein, nicht nötig.« Es entstand eine so bedrückende Stille zwischen uns, dass ich mich beeilte, das Gespräch zu beenden. »Das war alles. Ich sehe, dass Berrow floriert, wofür ich dir dankbar bin. Erix, deine Arbeit hier ist ... wirklich beeindruckend, aber ich möchte deine Zeit nicht länger in Anspruch nehmen«, sagte ich, drehte mich auf dem Absatz um und konnte den Schmerz in meiner Brust nicht mehr unterdrücken.

Ich brauchte Eisen. *Viel* Eisen. Der minimale Vorrat, den ich in Schloss Imeria hatte, reichte noch. Aber wenn ich Berrow, Icethorn, Wychwood – alles und jeden – in Sicherheit wissen wollte, brauchte ich *viel* mehr. Und zwar schnell.

Eine Hand hielt mich zurück, ehe ich zur Tür zurückgehen konnte. »Sehen wir uns in Lockinge zu den Festen, die Cassial organisiert?«

Die Nephilim arbeiteten hart daran, die Beziehungen zwischen den Menschen und den Fae zu verbessern. Es gab Gerüchte über eine Hochzeit oder ein anderes großes Ereignis, aber für wen, war noch nicht entschieden. Ich hatte jedenfalls nicht vor, Icethorn zu verlassen. Nicht, weil ich vor dem fliehen wollte, was hier noch war, sondern weil ich es nicht riskieren konnte, meine Augen davon abzuwenden.

Ich schüttelte Erix' Hand ab. »Nein. Ich glaube nicht. Jesibel braucht mich, und ich will sie nicht aus ihrer Umgebung herausreißen. Ich denke, es ist besser, wenn ich hierbleibe.«

Das war nicht ganz gelogen. Jesibel hatte sich ein neues Leben mit mir aufgebaut, und ich wollte sie nicht verlassen. Aber sie war eine gute Ausrede, warum ich Imeria nicht verlassen konnte. Das reichte aus, um Erix oder andere davon abzuhalten, weitere Fragen zu stellen.

Ich trat einen Schritt zurück, um Abstand zu gewinnen, doch Erix ließ mich nicht gehen.

»Robin, warte.«

Die Macht, die er über mich hatte, war in den Wochen, in denen wir getrennt gewesen waren, nicht geschwunden. Diesmal brauchte er mich nicht mit seiner Hand zurückzuhalten. Es reichte, meinen Namen zu nennen. Nachdem wir mit Duncan nach Imeria zurückgekehrt waren, hatte ich Erix als Lord über Berrow eingesetzt, wohl wissend, dass dies die einzige Möglichkeit war, ihn von der Wahrheit wegzulocken.

Er hatte mit seiner Anschuldigung recht gehabt.

»Ja, Erix?«, antwortete ich, ohne mich zu ihm umzudrehen. Ich blickte auf die verschlossene Tür vor mir, an deren Seiten die Gry-

vern alles in ihrer Macht Stehende taten, um in den Schatten zu verschwinden. Altar wusste, dass ich mir dasselbe wünschte – zu verschwinden.

»Wie geht es Duncan?« Erix stellte die Frage, die mich brechen konnte. »Es ist schon eine Weile her, seit ich ihn zuletzt gesehen habe. Und ob du es glaubst oder nicht, ich möchte wissen, ob es ihm gut geht.«

Es war eine Frage, die ich erwartet hatte, auf die ich aber nicht vorbereitet gewesen war. »Ich werde ihm deine Genesungswünsche ausrichten, Erix. Er wird sich sicher freuen.«

»Das beantwortet meine Frage nicht, Robin. Und das weißt du.«

Ich schluckte die Galle hinunter, die mir in der Kehle brannte. Mein Herz schlug wie wild, meine Angst drohte, sich physisch zu entladen. »Duncan geht es jeden Tag etwas besser.«

Das war gelogen. Und Erix konnte das zweifelsohne erahnen.

»Die Leute in Icethorn haben ihn schon lange nicht mehr gesehen. Und genau diese Leute reden. Als Lord von Berrow würde ich dich bitten, dass du bei deinem nächsten Besuch –«

»Eroan hält mich über die Gerüchte meines Volkes auf dem Laufenden«, unterbrach ich ihn. Zu spät biss ich mir auf die Zunge.

Erix begegnete meiner Aussage mit Schweigen. Die Spannung zwischen uns war so schwer, dass man sie mit einem Messer hätte durchtrennen können. Ich wollte die Leere füllen, schreien und brüllen und den Raum mit dem gleichen chaotischen Lärm füllen, der meine Gedanken heimsuchte.

Aber es war Erix, der als Nächster sprach. »Ist es ein Verbrechen, sich um unseren König und seinen Gemahl zu sorgen?«

Ich drückte die Schultern durch und nahm mir einen Moment Zeit, die Maske aufzusetzen, die ein König meiner Vorstellung nach in einer Zeit der Freude und des Friedens tragen sollte. »Mir geht es gut, Erix. Imeria beschäftigt mich. Eroan hält mich über alles auf dem Laufenden.«

Erix brachte mich mit einem Blick aus seinen sanften, silbernen Augen zum Schweigen. »Das war nicht der Grund für meine Frage, kleiner Vogel.«

Ich schluckte den Kloß in meinem Hals hinunter, als er mich mit meinem Spitznamen ansprach. Es gab so viel, was ich ihm sagen wollte, was ich ihm erklären wollte. Aber wie ich Erix bei unserem letzten Gespräch gesagt hatte, würde ich ihm alles sagen, sobald er bereit war, mir die Wahrheit über das zu erzählen, was er in Duwars Reich gesehen hatte.

»Wenn du das nächste Mal Eisen hast, lass es mich bitte wissen. Das ist ein Befehl deines Königs.«

Erix senkte den Kopf, ohne mich aus den Augen zu lassen.
»Ich werde tun, was du befahlst, aber wenn die Zeit gekommen ist, werde ich dich fragen, warum du das Eisen brauchst, Robin.«

Das war seine Art, mir mehr Zeit zu verschaffen, um eine überzeugende Lüge zu erfinden, die beweisen würde, dass er wusste, dass etwas nicht stimmte.

»Ich wusste nicht, dass ein König sich seinen Lords erklären muss«, sagte ich und hasste jeden Anflug von Schärfe in meiner Stimme.

»Ein König vielleicht nicht. Aber ein Freund schon.« Erix' Antwort brachte mich zum Schweigen. »Ich hoffe, dass sich um die letzten Jäger gekümmert wurde. Aber wenn ich etwas höre, wirst du es als Erster erfahren. Dieser Frieden ist hart erkämpft und wir alle haben es verdient, ihn zu genießen.«

Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass diese Bemerkung speziell mir galt.

»Auf Wiedersehen, Erix«, sagte ich und beendete damit unser Gespräch.

Er blickte an mir vorbei zu dem Gryvern, der im Schatten des Gangs lauerte.

»Maren, würdest du König Icethorn bitte nach Imeria zurückbegleiten?«, befahl Erix mit einer Stimme, die so stählern war wie das Leuchten seiner Augen. »Unser König sollte sich den Elementen nicht ungeschützt stellen.«

»Das ist nicht nötig«, beharrte ich, aber Erix brachte mich erneut zum Schweigen – dieses Mal mit einer erhobenen Hand.

»Entweder Maren oder ich. Du hast die Wahl. Du magst zwar König sein, Robin, aber du hast mich aus einem bestimmten Grund zum Lord von Berrow ernannt. Innerhalb der Grenzen von Berrow bin ich für dich genauso verantwortlich wie für den niedrigst-rangigsten Fae. Das war dein Fehler, denn damit unterstehen alle innerhalb der Stadt meiner Gerichtsbarkeit und meinem Schutz. Mein Land, meine Regeln.«

»Land, das ich dir schnell wieder wegnehmen kann«, erinnerte ich ihn.

»Das wirst du niemals tun, denn sobald ich von dieser Verantwortung befreit bin, werde ich an deine Seite zurückkehren, als dein persönlicher Leibwächter.« Erix zwang sich zu einem Lächeln. Er hatte mich *wieder* sprachlos gemacht, und der schelmische Glanz in seinen Augen verriet, dass er sich dessen bewusst war.
»Maren. Würdest du bitte dafür sorgen, dass Robin bis zu seiner Abreise aus Berrow rund um die Uhr bewacht wird?«

»Gewiss, mein Herr«, antwortete Maren, ehe sie die Tür öffnete, meine ausbleibende Antwort als Bestätigung meiner Niederlage wertend. Aber ich nutzte die Zeit, um erneut Blickkontakt mit Erix aufzunehmen. Meine nächste Frage war riskant, aber ich musste sie stellen. »Warum sollte ich Wachen brauchen, Erix? Gibt es Gefahren, von denen ich wissen sollte?«

Jetzt war er es, der verstummte. Ich weigerte mich, den Blick abzuwenden. Ich wollte nichts verpassen, das mir verraten könnte, was er wirklich dachte.

Erix war derjenige gewesen, der Duwars Reich betreten hatte, um Duncan zu folgen. Er hatte nichts darüber gesagt, was in den Minuten passiert war, in denen sie sich in Duwars Reich aufgehalten hatten. Für mich war sein Schweigen ein Indiz. Er wusste, dass etwas passiert war, aber er wollte mir nicht sagen, was. Das war der Grund für unseren Streit.

»Robin.« Erix machte einen Schritt auf mich zu, hielt sich aber zurück, um mir nicht zu nahe zu kommen. »Solange ich lebe, werde ich mir immer Sorgen um dich machen. Du verdienst es mehr als jeder andere, den ich kenne, diese neue Welt zu genießen.

Hör auf, dich in den Ruinen deines Schlosses zu verstecken, und lebe. Komm aus deinem Versteck heraus, außer du glaubst, dass noch Gefahren lauern. Du solltest endlich *leben*.«

Leben ... als ob das so einfach wäre. Jeden Tag versuchte ich, unter meiner neuen, quälenden Last zu überleben.

Ich hatte Erix gefragt, was er mit Duncan in Duwars Reich erlebt hatte, und er hatte mir in die Augen gesehen und gelogen. Er hatte mir gesagt, dass nichts passiert sei, dass er Duncan gefunden und in Sicherheit gebracht habe.

Das erklärte allerdings nicht die Narben auf Duncans Brust. Es erklärte auch nicht, warum ich jedes Mal, wenn Duncan vor einem Spiegel stand, Duwar sehen konnte. Entweder wusste Erix wirklich nichts oder er log.

Ich wusste, was der Fall war.

Der Beweis dafür, dass etwas passiert war, lag derzeit in Ketten und mit Eisen an ein Bett gefesselt im Schloss Imeria, wurde täglich mit Gardineum betäubt und starb langsam aufgrund des Parasiten in seinem Körper.

»Maren, ich muss noch ein paar Besorgungen erledigen, ehe ich Berrow verlasse«, sagte ich und wandte mich an die Soldatin. Ihre ledrigen Flügel zuckten, als sie ihren Namen hörte. Wahrscheinlich, weil dies eher ihre menschliche Seite ansprach als das Monster, zu dem Doran Oakstorm sie gemacht hatte. »Ich würde gern zum Apotheker gehen. Danach zur Bibliothek. Kannst du mich bitte dorthin begleiten?«

»Natürlich, Eure Majestät.«

Ich zuckte bei diesem Titel zusammen, schließlich verdiente ich ihn nicht. »Aber sobald diese Besorgungen erledigt sind und wir die Grenze von Berrow erreichen, *wirst* du gehen. Erix mag auf dem Land, das ich ihm gegeben habe, für mich verantwortlich sein, doch jenseits der Grenze bin ich derjenige, der die Befehle erteilt.«

Maren verbeugte sich, blickte aber zu Erix, der wohl zustimmend nickte. »Ich werde tun, wie Ihr befiehlt, Eure Majestät.«

»Nenn mich Robin«, sagte ich und deutete zur Tür, damit wir das Gebäude endlich verlassen konnten.

»Brauchst du noch mehr Gardineum?«, fragte Erix.

Die Antwort blieb mir im Hals stecken. »Wie bitte?«

»Ich kann mir durchaus vorstellen, warum du zum Apotheker musst. Eroan erwähnte vor einigen Wochen, dass du nicht gut schlafen kannst. Ich wusste nicht, dass sich das noch nicht geändert hat.«

Mir wurde heiß. So heiß, als würde ich aus Cedarfall statt aus Icethorn stammen. »Eroan muss wohl daran erinnert werden, dass es eine Strafe nach sich zieht, wenn man über seinen König tratscht.« Ich klang eiskalt, genau wie das Element, das ich beherrschte. Hart wie Eis und so unwillkommen wie ein Wintersturm.

»Er macht sich Sorgen um dich. Ist das jetzt etwa auch verboten?«, fragte Erix, als ich durch die Türen trat. »Der übermäßige Gebrauch von Gardineum kann schädlich sein, nicht nur für deinen Geist, sondern auch für deinen Körper. Aber ich bin mir sicher, dass Duncan dir das schon längst gesagt hat.«

Nicht ich nehme das Gardineum ein.

»Es klingt, als wäre Eroan nicht der Einzige, der sich Sorgen macht.« Ich warf Erix einen letzten Blick zu und flehte ihn still an, mir *endlich* die Wahrheit zu sagen, damit wir diesen Abgrund zwischen uns überwinden könnten.

»Ich möchte nur, dass du das Leben lebst, für das du alles geopfert hast.« Erix fuhr sich mit der Hand über das Kinn. Seine Finger glitten langsam daran herab, so wie ich es einst getan hatte. »Nur weil du mich entlassen hast, ändert das nichts daran, wer du bist. Meine Aufgabe und mein –«

»Erix, mir geht es gut.«

Das war es also. Alles, was ich bis zu diesem Zeitpunkt geopfert hatte, war umsonst gewesen. Denn das Leben, das er glaubte, dass wir hatten, diese neue Welt, war nichts als eine Illusion, die nur darauf wartete, durchtrennt zu werden.

Und ich hieß die Klinge.

Es müsste nur jemand nach Duncan sehen wollen, um herauszufinden, warum.

Drei der vier Schlüssel zum Reich des Dämonengottes Duwar waren zerstört worden und hatten unsere Welt für immer von seiner getrennt. Nur war Duwar nicht mehr in seiner Welt, wie alle glaubten. Der Dämonengott war hier, bei uns, in Wychwood, nur einen Sprung von Berrow entfernt.

Duwar war Duncan, oder Duncan war Duwar. Ich wusste nicht, wie es sich abgespielt hatte. Und tief in meinem Inneren glaubte ich, dass Erix die Antwort darauf hatte, wie dieser Übergang zwischen Mensch und Dämon zustande gekommen war. Bis er bereit war, es mir zu verraten, würde ich mich dem allein stellen. Doch jetzt, wo uns so viele Ohren hören konnten, war nicht der richtige Zeitpunkt, unser Streitgespräch darüber wieder aufzunehmen.

Also griff ich nach Strohhalmen, solange er mir keine Antworten geben wollte. Briefe an Rafaela blieben unbeantwortet, Bücher, die ich nach Berichten über den Dämonengott durchforstete, der scheinbar aus unserer Geschichte gestrichen worden war, verrieten mir nichts.

»Auf Wiedersehen, Erix«, sagte ich noch einmal und wandte mich ein letztes Mal von ihm ab.

»Warte!«, rief Erix und zog die Aufmerksamkeit der ganzen Straße auf sich.

Ich atmete erleichtert auf und redete mir ein, dass er mir endlich verraten würde, was ich wissen wollte, und ich diese Last nicht mehr allein tragen musste. Aber Erix sagte nichts weiter, sondern reichte mir einen cremefarbenen Umschlag mit einem rotgoldenen Wachssiegel. »Der kam heute Morgen für dich an. Ich wollte ihn Eroan bei deiner nächsten Besprechung geben, aber ich dachte, ich mache es lieber gleich. Ich glaube, es sind die neuesten Informationen von Cassial zu seiner geplanten Veranstaltung.«

»Danke«, sagte ich, nahm Erix den Umschlag ab und streifte mit meinen Fingern seine Hand. Sie war warm, genau wie ich sie in Erinnerung hatte. Angesichts der Kälte auf der Straße, des fallenden Schnees und des schneidenden Windes sehnte ich mich nach nichts mehr als der Wärme, die er mir bieten konnte – nach Trost. »Ist das alles, was du zu sagen hast?«

Er zog seine Hand zurück und ballte die Finger, als würde er etwas bedauern. Oder ekelte er sich?

»Ja.« Erix drehte sich um und ließ mich stehen. Die Unruhe in meinem Inneren drang nach außen und schien den Schnee noch zu verstärken. Als Maren mich zum Apotheker begleitete, konnte ich kaum noch meine Hand vor Augen sehen. Die Händler hatten ihre Stände geschlossen und eilten nach Hause, um den Sturm abzuwarten, den ich ausgelöst hatte.

Doch der Sturm in meinem Inneren würde nie abflauen. Nicht jetzt, nicht morgen – nicht, solange ich einen Dämonengott der Zerstörung und des Chaos in meinem Bett versteckte, im Körper des Mannes, den ich liebte.

Das war das Leben, das wir bekommen hatten, nachdem wir die Welt vor einem Dämonengott gerettet hatten. Eine Lüge. Eine Lüge, in der gefangene Fae zum Icethorn-Hof und in ihre Häuser zurückkehrten und sich ein neues Leben in einer neuen Welt aufbauten – ohne zu wissen, dass alles zusammenbrechen würde, wenn ich keine Lösung finden würde.

Ich wünschte mir von ganzem Herzen, dass ich wie sie das Leben genießen konnte. Aber meine Welt, mein Leben, lag in Trümmern. Meine Geheimnisse drohten diese Stadt, meinen Hof, diese Welt zu zerstören – sowohl die Menschen als auch die Fae.

Ich nahm die Tüte mit getrockneten Gardineum-Blüten und ging zur Bibliothek, fand jedoch keine neuen Bücher über die Geschichte von Wychwood. Nichts, das mir helfen könnte, Duwar zu verstehen. Dann verließ ich Berrow, meine Liste mit Besorgungen nicht einmal annähernd erledigt.

Maren tat, wie ihr geheißen, und ließ mich an der Grenze zurück, ohne mir weiter zum Schloss Imeria zu folgen. Doch ich spürte ihren Blick weiterhin auf mir.

Ich zog an den Zügeln und führte Silvia zu den Ställen meines Schlosses, die kürzlich wieder aufgebaut worden waren. Eroan hielt mich über dieses Projekt und die anderen Veränderungen am Icethorn-Hof auf dem Laufenden. Nur ihn empfing ich in den Ruinen von Schloss Imeria. Er kam einmal in der Woche mit Schriftrollen

voller Neuigkeiten. Ohne ihn hätte ich nicht gewusst, was in der Außenwelt vor sich ging. Wie die anderen Fae-Höfe nach dem Tod von Aldrick – der Hand – und der Zerstörung des Tors von Duwar zurechtkamen.

Eroan hielt mich auf dem Laufenden, während meine Welt um mich herum zerfiel wie die Ruinen des Schlosses, in dem ich lebte.

Ich hatte Imeria seit fast zwei Monaten nicht mehr verlassen. Erst heute wieder. Eroan hatte mich am Morgen besucht und von einem Lager der Jäger berichtet, das am östlichen Rand des Icethorn-Landes entdeckt worden war. Ich hatte ihm geduldig zugehört, während ich mich bemühte, mein Entsetzen für mich zu behalten, als er mir erzählte, wie die Jäger eine alte Fae-Siedlung eingenommen und sich dort niedergelassen hatten.

Die Hand mochte tot sein, aber das Gift, das sie hinterlassen hatte, würde Zeit brauchen, um auszudünnen. Die Nephilim in Durmain halfen, aber Jäger waren wie Unkraut. Sie tauchten immer wieder auf.

Eroan war erfreut gewesen, als er bestätigte, dass man sich um die Jäger gekümmert hatte und die Anhänger der Hand nach Lockinge gebracht worden waren, um dort auf ihren Prozess durch die Nephilim zu warten. Aber das beruhigte mich nicht. Zu wissen, dass sie bestraft werden würden, war nicht die erfreuliche Nachricht, die ich hören wollte.

Es war das, was Erix' Soldaten – *meine* Soldaten – gefunden und gesammelt hatten, das mich dazu veranlasste, auf Silvias Rücken zu klettern und in die Stadt zu reiten.

Eisen. Aber mit leeren Händen nach Imeria zurückzukehren, war ernüchternd. Mit jedem Zentimeter, der mich meinem Schrecken näherbrachte, musste ich mir neue Wege überlegen, um an Eisen zu kommen.

Ich brauchte es, aber ich musste vorsichtig sein, wie ich danach fragte. Ich konnte Eroan nicht sagen, warum ich es brauchte, ohne dass weitere Fragen entstanden. Wenn das bedeutete, dass ich selbst nach mehr Eisen suchen musste, würde ich das tun. Egal, wie groß

die Gefahr war, denn die, mit der ich es zu tun hatte, war in meinen Augen realer und gefährlicher.

Ich brauchte Eisen, um Duncans Macht zu unterdrücken.

Und ich brauchte Gardineum, um ihn schlafen zu lassen. Ich tat es, um ihn vor sich selbst zu schützen.

Ich stand vor dem Schloss Imeria und wünschte mir, ich könnte mich abwenden. Weglaufen. Um mich herum erblühte das Leben. Die Teile des Schlosses, die während des Angriffs der Draeic eingestürzt waren, waren von Ranken überwuchert – von Weinreben, Blumen in Grün-, Violett- und Gelbtönen.

»*Das ist es, was meine Macht für dich tun kann*«, hatte Duncan gesagt, als wir nach Imeria zurückgekehrt waren, und versucht, mich dazu zu bringen, dem Dämon in ihm zu vertrauen. Aber egal, wie schwach ich geworden war, ich konnte nicht auf ihn hören. Das bedeutete jedoch nicht, dass Duncans Worte nicht jedes Mal in meinem Kopf widerhallten, wenn ich sah, was Duwars Macht mit meinem Schloss angerichtet hatte. Ich sah das Leben, das sie mir geben konnte, ehe ich seinen Körper in Eisen gehüllt und seinen Geist mit Gardineum vergiftet hatte.

»*Glaube mir, Robin*«, hatte Duncan gefleht, als ich seinen Körper in Ketten gelegt hatte. »*Du musst auf mich hören.*«

Meine Worte werde ich nie vergessen können. »*Nein. Du willst mich reinlegen. Du spielst mit mir, Duwar. Wenn ich deinen Worten Glauben schenken würde, würde ich nicht auf Duncan, sondern auf dich hören. Aber ich werde nicht darauf hereinfallen. Ich bin nicht Aldrick. Ich weiß, was du vorhast, und ich weigere mich, mitzuspielen.*«

»*Dann werde ich sterben*«, hatte Duncan geschrien. »*Du wirst mich töten! Ist es das, was du willst?*«

Ich konnte nichts erwidern. Denn Duncan *lag* im Sterben. Ich sah zu, wie er jeden Tag schwächer wurde. Langsam, während Duwar ihn vergiftete, und ich konnte nichts tun, um ihn zu retten. Außer einer Sache: Ich konnte Duwars Angebot annehmen. Etwas, das immer schwieriger zu ignorieren war.

KAPITEL 2

Ich schmolz in die Seidenlaken, genoss es, wie Duncan zwei Finger in meinen Arsch schob, während Erix gleichzeitig seine Zunge um meinen Nippel kreisen ließ. Ich bog mich ihm entgegen, mein Atem ging schwer. Es gab so viele Hände, Münden, Blicke, Zungen und so viel Aufmerksamkeit.

Duncan ließ seinen waldgrünen Blick über mich gleiten, während Erix mit Augen in der Farbe einer frisch geschmiedeten Klinge zu mir aufblickte. Ich konnte mich nicht darauf konzentrieren, wer was mit meinem Körper machte, Verlangen riss mich einfach mit sich.

Ich war ein Festmahl. Ein Bankett. Eine süße Frucht, von der diese beiden Männer aßen und den Saft der Lust aus meinem Innersten sogen. Und ich ließ sie bereitwillig gewähren.

Sie konnten mich nehmen, besitzen, berühren, küssen.

Meine Arme waren schwer, als ich sie nach Erix ausstreckte. Mein Finger berührte sein Kinn. Seine blassen, ledrigen Flügel zuckten ekstatisch. Mit einer Hand neigte ich seinen Kopf nach oben und zog ihn von meinem Nippel weg. Ich brauchte nicht hinzuschauen, um die geschwollene rosa Spitze und die leicht verletzte Haut um sie herum zu sehen.

»Erix«, hauchte ich, verzweifelt und bedürftig. »Mein Erix.«

»Ja, kleiner Vogel?«, antwortete er.

Duncan setzte seine zärtlichen Bewegungen in mir fort, seine schwieligen Finger dehnten mich und bereiteten mich vor. Er sah mir und meinem Leibwächter zu, lächelte akzeptierend und ebenso genüsslich.

*Ich wollte meine Worte nicht aussprechen, aber ich musste es tun.
»Ich – ich weiß, dass du nicht real bist.«*

Als hätte ich Glas gegen die Wand geworfen, veränderte sich die Stimmung. Das war immer so, obwohl ich den Traum noch nie so lange hatte weiterlaufen lassen.

»Doch, er ist real. Zumindest kann er es sein, wenn du nur darum bittest«, sang Duncan, zog seine Finger aus mir zurück und setzte sich hinter mich. Zu fließend, zu einfach. Mein Kopf ruhte in seinem Schoß. Mein Jäger stützte meinen Kopf, mein Wächter beugte sich über mein Bein und hielt es fest.

Das ist nicht real.

»Sag es, Love«, fuhr Duncan fort und strich mir feuchte Strähnen aus der Stirn. »Gib mir, was ich brauche, und du wirst alles haben, was du dir jemals gewünscht hast.«

»Lügner.« Ich kniff die Augen zusammen und sammelte mich.

»Du weißt, dass ich nicht lüge, Darling. Jetzt gib mir, was ich will.«

»Nein«, fauchte ich. Tränen liefen mir über die Wangen. »Das werde ich nicht.«

Du warst immer verzweifelter. Und er nutzte meine Schwäche, um auch mich verzweifeln zu lassen. Meine Träume zu manipulieren, war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Und ich wurde immer schwächer.

Die Traumlandschaft veränderte sich. Beide Männer hielten mich auf dem Bett fest. Die Seidenlaken hatten sich in schlängelnde Vipern verwandelt, die sich um meine Gliedmaßen wickelten und mich daran hinderten, mich zu bewegen.

»Willst du mich nicht, Robin?«, fragte Erix langsam und traurig. »Als du heute zu mir gekommen bist, habe ich es in deinen Augen gesehen. Du hast mich gerufen, also bin ich zu dir gekommen.«

Ich weigerte mich zu antworten. Nicht, dass es nötig gewesen wäre. Duncan antwortete für mich. Nur war es nicht die tiefe, rauhe Stimme, in die ich mich verliebt hatte, sondern der schaurige Tonfall des Dämons in ihm. »Robin will dich, Erix. Du beherrschst seine Gedanken. Begierden, Bedürfnisse, Wünsche ... alles, was ich ihm geben könnte, wenn er nur meine -«